

Matthias Reményi

Orte des Glaubens

Begriff und Aufgabe einer christlichen Gemeinde

1 Gemeinde – ein schillernder Begriff

Das Thema Gemeinde ist in der theologischen Debattenlandschaft wieder en vogue. Die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen haben sich geändert, die PrieSTERzahlen in Deutschland nehmen rapide ab, und die Zahl derer, die regelmäßig die Gottesdienste besuchen oder sich ehrenamtlich engagieren, befindet sich im Sinkflug – all das zwingt dazu, überkommene Pastoralmodelle neu zu durchdenken und an die gegebenen Realitäten anzupassen. Wenn das einigermaßen strukturell nachhaltig, pastoral zielorientiert und theologisch verantwortet geschehen soll, dann drängt das zur Reflexion auf Grundsatzfragen: Was ist eine christliche Gemeinde, was ist ihre Identität, ihr Wesen und ihr Begriff? Und: Welche Aufgabe hat eine christliche Gemeinde, was ist ihre Funktion, wozu ist sie da? Ein erster, noch allzu formaler Antwortversuch lautet: Eine christliche Gemeinde ist die Gruppe jener, die sich an einem konkreten Ort im Namen Jesu Christi, der menschengewordenen Liebe Gottes, des Gekreuzigten und Auferstandenen versammeln. Die Aufgabe einer christlichen Gemeinde besteht darin, die Heilstaten dieses ihnen in Christus nahe gekommenen Gottes in dankbarem Gedenken zu feiern sowie die Botschaft seines Reiches der Menschenfreundlichkeit und der Freiheit zu bezeugen sowie durch Wort und Tat den Menschen weiterzusagen.

Allerdings muss der Begriff Gemeinde noch präziser bestimmt und vom Begriff der Pfarre unterschieden werden: Die Pfarre ist eine rechtlich abgegrenzte Größe, zumeist auf einem bestimmten Territorium errichtet und der Leitung eines ihr zugeordneten Pfarrers anvertraut. Sie umreißt gewissermaßen den Pfarbereich, dem die Katholiken eines bestimmten Gebietes fest zugewiesen sind und hat ordnende und strukturierende Funktion. Dabei gilt das Territorialprinzip: Jede Diözese ist in ein flächendeckendes Netz von Pfarreien unterteilt, so dass jedem Getauften entsprechend seinem Wohnsitz ein zuständiger Pfarrer und ein zuständiges Pfarramt zugeordnet ist. Von dieser strukturell zugeordneten Institution der Pfarre abzuheben ist der personal geprägte, sich auf den sozialen Nahraum beziehende Begriff der Gemeinde. Er ist stärker auf Freiwilligkeit, Gemeinschaftlichkeit und Wahlverwandtschaft gegründet und meint die gelebte Innenseite der Pfarre. Historisch betrachtet steckt der Gemeindebegriff noch in den Kinderschuhen. Er setzt sich katholischerseits erst ab den 60er-Jahren des 20. Jahrhunderts durch, als die volksgemeinschaftlichen Strukturen zu bröckeln beginnen und man versucht, den alten Pfarren von innen her neues Leben einzuhauchen. In den 70er-Jahren wird dann im Gefolge der Würzburger Synode der Begriff „Pfarrgemeinde“ geboren. Eigentlich drückt dieser Doppelbegriff aber eher einen theologischen Wunsch denn eine fixe Realität

aus; den Wunsch nämlich, dass der äußeren Rechtsform Pfarre auch „Sozialformen gelebten Glaubens“¹ entsprechen mögen. Wie aber ist angesichts von Pfarrfusionen und Seelsorgeverbänden das Mit- und Ineinander von Pfarre und – jetzt geht die Problematik schon los – von Gemeinde (im Singular) oder von Gemeinden (im Plural) mit Inhalt zu füllen?

2 Die Identität einer christlichen Gemeinde: Jesus Christus

Was macht eine christliche Gemeinde zu einer christlichen Gemeinde? Es ist der Name, der Identität verleiht. Christen sind Christen, weil sie zu Christus gehören. Eine Gemeinde ist christlich, weil sie eine Gemeinde Jesu Christi ist, weil sie seinen Namen trägt. Das bedeutet, dass sie ihre Identität nicht aus sich selbst hat, sondern von Christus her, von außen geschenkt. Wir Christen, so drückt es Bernd Jochen Hilberath aus, leben nicht aus uns selbst, sondern aus der *communio*, der Gemeinschaft und der Teilhabe an Christi Identität und Leben.² Das befreit vom Fluch der postmodernen Unübersichtlichkeit, sich selber ständig neu erfinden zu müssen: Ich muss mir aus dem unendlichen Angebot an Lebensentwürfen nicht ein für mich passendes Paket zurechtzimmern, sondern weiß mich von Anfang an beschenkt mit einem Identitätsangebot von Gottes Seite her. Meine Identität als Christin, als Christ ist ein meinem Tun und Schaffen voraus-

liegendes Geschenk, eine Vor-Gabe von Seiten Gottes her. Sie ist wie ein Freiraum, von Gott bereitgestellt, in den ich hineintreten kann. Theologisch bezeichnet man diese bedingungslose Vorgängigkeit von Gottes Tun mit dem altertümlichen Wort Gnade. Der Primat der Gnade will weder einengen, noch will er das eigene Tun stilllegen. Sondern er setzt ganz im Gegenteil Handlungsenergien frei, weil er aus den Zwängen der Selbstrechtfertigung befreit. Die Zusage der Gotteskindschaft gilt für jeden Christen, und so gilt sie auch für die Gemeinde, die sich als Ganze angenommen und getragen wissen darf, mit Christi Identität und Leben beschenkt, unabhängig von dem, was sie im gemeindlichen Leben daraus zu machen vermag.

Doch wer ist dieser Christus, dessen Namen wir tragen und der uns und unseren Gemeinden Identität verleiht? Wir sagen, er ist Gottes Sohn und meinen damit, er ist der Ort Gottes in dieser Welt. Er ist nicht nur der Repräsentant, der Anzeiger Gottes, sondern er ist die Gegenwart Gottes selbst in Person. Jesus Christus, das ist das menschliche Antlitz des unendlichen Gottes in den Koordinaten von Raum und Zeit. In Jesus Christus zeigt sich Gott so, wie er von Ewigkeit her ist. In ihm offenbart sich Gott als die den Menschen zugewandte und für uns und unser Heil unbedingt und immer schon entschiedene Liebe.

Erstaunlich allerdings ist die Art und Weise, wie Gott dieses Unternehmen der Menschwerdung in Angriff nimmt. Der Weg Gottes in Jesus Christus beginnt nicht

¹ So eine weit gefasste Charakteristik des Gemeindebegriffs bei *Klemens Armbruster*, Vom territorialen zum föderalen Prinzip. Ein Vorschlag zur Entwicklung von Gemeinden in größeren Seelsorgeräumen, in: *Lebendige Seelsorge* 57 (2006), 101–104, hier 101.

² Bernd J. Hilberath prägte das Begriffspaar „Nicht-aus-uns-selbst“ und „Nicht-für-uns-selbst“. Es wird von ihm ursprünglich im Kontext der Amtstheologie gebraucht. Vgl. die Darstellung dieser Position bei *Stefan Sander*, Gott begegnet im Anderen. Der Diakon und die Einheit des sakramentalen Amtes (Freiburger theologisches Studien 170), Freiburg i. Br. 2006, 31–37. Dort auch weiterführende Originalbelege bei Hilberath.

in den Machtzentren der großen Metropolen, sondern in einem kleinen Kuhdorf am Ende der Welt, mitten in Dreck und Viehgestank. Das ist der Ort Gottes in der Welt: abseits an den Rändern liegend, bei den Kleinen und Zukurzgekommenen, umgeben von Elend und Entbehrung. Gott sucht sich seinen Ort im anderen seiner selbst. Der bevorzugte Ort Gottes in der Welt ist gerade das vermeintlich Nicht-göttliche, das Niedrige und Armselige. Das Geheimnis der Inkarnation bringt eine Perspektivenumkehr mit sich, wie sie radikaler nicht gedacht werden könnte: Als Tempel Gottes gilt von nun an ein Menschenleib. Der zeitlos Ewige nimmt Wohnung im Vergänglichen, der schlechthin Transzendente taucht ein in die Immanenz seiner Schöpfung.

Diesen Weg der Selbstentäußerung und Selbstpreisgabe Gottes fasst der Philipperbrief ganz unübertrefflich in Worte: „Er war Gott gleich, hielt aber nicht daran fest, wie Gott zu sein, sondern er entäußerte sich und wurde wie ein Sklave und den Menschen gleich. Sein Leben war das eines Menschen; er erniedrigte sich und war gehorsam bis zum Tod, bis zum Tod am Kreuz“ (Phil 2,6–8). Die leibhafte Gegenwart Gottes in der Welt, so sieht es Paulus, ist ausgespannt zwischen Krippe und Kreuz. Dabei ist das Kreuz nichts anderes als die konsequente Fortführung der Bewegung Gottes hin zum anderen seiner selbst, die in der Krippe begann. Nur weil Gott dieses andere seiner selbst, dargestellt in Krippe und Kreuz, nicht scheut, sondern in sein Leben hinein aufnimmt, wird es gewandelt und zum Zeichen der Hoffnung.

Das ist – so wäre die erste der beiden eingangs gestellten Fragen zu beantworten – jener Christus, jener seltsame Gesalbte Gottes, dessen Namen eine christliche Gemeinde trägt und der ihr Identität verleiht: Ein vor den Augen der Welt Gescheiterter,

geboren in einem Viehstall und gestorben an einem Folterkreuz. Aber gerade so ein wehrlos und ohnmächtig Liebender, ganz durchlässig auf den Gott, dessen Kommen er verkündet und das er selbst in Person schon ist. Solidarisch nahe jenen, die in den Viehställen unserer Zeit leben und von den Mächten unserer Zeit aufs Kreuz gelegt werden. Zugleich stellvertretend jenen einen Platz eröffnend, die verkrümmt in sich selbst alleine nicht mehr frei kommen aus den Gefängnissen ihrer Schuld und Einsamkeit. In seinem Namen versammelt sich Gemeinde, sein Name ist ihr Identität und Wesensbestimmung.

3 Die Aufgabe einer christlichen Gemeinde: Orte des Glaubens schaffen

Eigentlich ist mit diesem Gedanken auch die zweite Frage, was denn genuine Aufgabe einer christlichen Gemeinde sei, beantwortet. Aufgabe einer christlichen Gemeinde kann nur sein, sich einzufügen in diese inkarnatorische Bewegung Gottes in Jesus Christus. Die Funktion einer christlichen Gemeinde liegt darin, den Weg Gottes hin zu den Menschen mitzugehen. Dazu ist sie da. Sie wird sich also aufmachen zu den bevorzugten Orten Gottes in der Welt, und das sind die Ränder, die Peripherien und die Außenbezirke unserer gewöhnlichen Sinnkosmen und alltäglichen Aufmerksamkeitszentren. Indem sie sich einlässt auf diese Bewegung Gottes zum anderen seiner selbst, macht Gemeinde sich selbst durchlässig auf den je größeren Gott hin, lässt sie die sich verschenkende Existenz Jesu Christi im eigenen Dasein und durch dieses hindurch aufscheinen. Eben das ist gemeint, wenn davon die Rede ist, dass Gemeinde zur Zeugenschaft und zum Zeugnis aufgerufen ist: sich durchläs-

sig machen auf Gott hin, der Pro-Existenz Christi im Eigenen Raum geben.

Man kann es auch so formulieren: Aufgabe einer christlichen Gemeinde ist es, Gott entsprechende Orte des Glaubens zu schaffen.³ Wenn es Gott entsprechende Orte sein sollen, dann müssen es Orte des Lebens und der Lebendigkeit sein. Und es müssen Orte sein, die ihren Daseinszweck nicht in sich selber sehen, sondern die offen sind für andere und Anderes. Es müssen Lebensfreude ausstrahlende und zum Glauben einladende Orte sein. Das eher religionssoziologisch konnotierte Schlagwort von der „Verörtlichung des Glaubens“⁴ bekommt so einen tiefen theologischen Klang, weil es die Bewegung der Menschwerdung Gottes aufgreift und ins Heute zu übersetzen versucht. Aus dem inkarnatorischen Prinzip der Selbstoffenbarung Gottes in Jesus Christus erwächst ein topologisches Konzept von Kirche,⁵ das diese Verortung der Gottesgegenwart im Heute immer wieder aufs Neue in Angriff nimmt. Dabei ist es gar nicht so wichtig, ob

diese guten Glaubensorte, um die es gehen muss, klassisch in der Territorialpfarre zu finden sind oder ob neue, kategoriale und flexible Orte entstehen.⁶ Entscheidend ist vielmehr, dass es solche Begegnungsstätten gibt, an denen Menschen sich durchlässig machen auf Gott hin, damit Evangelium und Existenz in Kontakt (und manchmal auch in Konfrontation und Konflikt)⁷ geraten können.

Die Aufgabe einer christlichen Gemeinde wird ihr nicht von außen diktiert, sondern erwächst aus ihrer Identität. Denn wer sich um solche Orte müht, vollzieht die Identität des Christlichen mit. Wer sich als Christin und Christ rückbesinnt auf das Ureigenste, geht ganz von selbst nach draußen, dorthin, wo anderen die Lebensmöglichkeiten beschnitten werden. Man hat viele Sprachbilder bemüht, um diese wechselseitige Beziehung von Gottes- und Nächstenliebe auszudeuten. Von Mystik und Politik ist die Rede, von Kontemplation und Aktion oder von der „Polarität des Eintauchens in Gott und des Auftau-

³ Ein Anliegen, das Jürgen Werbeck sehr wichtig ist. Vgl. *Jürgen Werbeck*, Warum die Kirche vor Ort bleiben muss, Donauwörth 2002, 63 ff. sowie *Ders.*, Grundfragen der Ekklesiologie, Freiburg 2009, 212 ff.

⁴ So etwa *Paul M. Zulehner*, Kirche umbauen, nicht totsparen (topos 687), Ostfildern 2009, 78. Einschlägig *Jürgen Werbeck*, Warum die Kirche vor Ort bleiben muss (s. Anm. 3), bes. 63 ff.: „Gemeinde: die ‚Verörtlichung‘ des Glaubens“.

⁵ Vgl. *Rainer Bucher*, Eine alte Kirche in ziemlich neuen Zeiten, in: ThPQ 156 (2008), 396–405, 402, der mit Blick auf LG 8 auf das „konziliare, inkarnatorische [...], topologische Konzept von Kirche“ verweist.

⁶ Die Frage wird kontrovers diskutiert zwischen *Jürgen Werbeck* und *Michael Ebertz*. Vgl. deren Beiträge in *Lebendige Seelsorge* 55 (2004), 2–17. Die Kontroverse pastoraltheologisch aufgearbeitet hat inzwischen *Rainer Bucher*, Kirchenpolitik und pastoraltheologischer Diskurs. Beiläufige Beobachtungen über ihren Zusammenhang am Beispiel einer jüngeren Kontroverse zwischen M. N. Ebertz und J. Werbeck zur Gemeindeproblematik, in: *Ders. / Rainer Krockauer* (Hg.), *Pastoral und Politik. Erkundungen eines unausweichlichen Auftrags*, Münster 2006, 322–332.

⁷ Als die „alltägliche Konfrontation von Evangelium und Existenz heute“ beschreibt *Rainer Bucher*, Die Gemeinde nach dem Scheitern der Gemeinetheologie. Perspektiven einer zentralen Sozialform der Kirche, in: *Georg Ritzer* (Hg.), „Mit euch bin ich Mensch ...“ (FS F. Schleizer) (Salzburger Theologische Studien 34), Innsbruck 2008, 19–46, 38 den Ernstfall von Kirche – und wendet sich damit nachdrücklich gegen die zentrale These Petro Müllers, der in der Gemeinde den Ernstfall von Kirche zu erblicken glaubt. Vgl. *Petro Müller*, *Gemeinde: Ernstfall von Kirche. Annäherungen an eine historisch und systematisch verkannte Wirklichkeit*, Innsbruck 2004.

chens bei den Armen.“⁸ Hilberath ergänzt das Nicht-aus-uns-selbst um das Moment des Nicht-für-uns-selbst. Aus der Rückerinnerung an die grundlegende Bezogenheit auf Gott – wir leben nicht aus uns selbst, sondern aus Gott – folgt wie von selbst die Hinwendung zum Anderen, zur Welt: Wir leben nicht für uns selbst. Die *communio* mündet in *missio*, aus der Gemeinschaft mit Gott und untereinander entsteht die Sendung hin zur Welt, zu den Anderen.⁹

Dabei führt der Weg nicht einlinig von der gelebten Identität hin zum Anderen, sondern es gilt auch umgekehrt: Wer nah bei den Menschen ist, wer ihre Sorgen und Nöten teilt, dem erschließt sich auch das Geheimnis Gottes je neu. Wir brauchen das Fremde, um daran unser Eigenstes immer wieder neu zu begreifen. Wir brauchen die Anderen, um mit ihnen den je größeren Gott je neu zu erfahren. Deshalb ist es so wichtig für eine christliche Gemeinde, sich nicht abzukapseln in selbstgenügsamem Kreisen um sich selbst, sondern sich nach außen zu wenden. Es geht beim Nicht-für-uns-selbst nicht darum, gesellschaftlichen Einfluss zu wahren, vielmehr darum, das eigene Nicht-aus-uns-selbst nicht aus dem Blick zu verlieren. Nur so kann die eigene Identität lebendig bleiben. Gerade wenn die Mitgliederzahlen sinken und die finanziellen Mittel knapper werden, darf Gemeinde sich nicht in den privaten Nahraum zurückziehen, da ansonsten (das betont Anfang der 1970er-Jahre in großer Hellsichtigkeit bereits Karl Rahner) eine Sekten- und Gettomentalität entsteht.¹⁰ Spirituelle Austrocknung droht. Und die wird auch dadurch nicht besser, dass man sie als

kleine Herde oder heiligen Rest theologisch auflädt und ideologisch verbrämt.

Deshalb sind die berühmten Zeichen der Zeit, die es – den Schlüsseltexten des Zweiten Vatikanischen Konzils zufolge – im Lichte des Evangeliums zu entdecken und zu deuten gilt, von so herausragender theologischer Bedeutung: Weil sich in ihnen Gottes Anderssein zeigt, und weil sich in der so anstehenden Unterscheidung der Geister Gottes „Heute“ zu Wort bringen will. Das Konzil unterstreicht die Pflicht der Kirche, „nach den Zeichen der Zeit zu forschen und sie im Licht des Evangeliums zu deuten“ (GS 4). Das nicht nur, um die eigene Botschaft besser kommunizieren zu können, sondern vor allem, um „zu unterscheiden, was darin wahre Zeichen der Gegenwart oder der Absicht Gottes sind“ (GS 11). Jürgen Werbick hat Recht: Auf diese Weise ist die Kirche immer wieder aufs Neue der „geistlichen ‚Nötigung‘ aus[gesetzt], sich von Gottes Gegenwart im Jetzt in ihrer Selbstsicherheit befremden zu lassen und ihr Dasein für die Menschen neu zu ergreifen“.¹¹ Das ist gewiss nicht einfach, denn für gewöhnlich verfahren wir nach dem Prinzip: gleich und gleich gesellt sich gern. Nimmt man das Konzil ernst, dann wird gerade das Fremde, Ärgerliche und uns Irritierende zu Orten, an denen sich Gott finden lassen und seiner Kirche neue Wege weisen will. Es ist ein Skandal, wenn von traditionalistischen Kreisen diese Texte als bloß pastoral diffamiert werden. Mit *Gaudium et spes* legt das Konzil keine unverbindliche Anpassung an den Zeitgeist der 1960er-Jahre vor, sondern ein lehramtliches Dokument von höchstem dogmatischem Wert, dessen Kernaussa-

⁸ Paul M. Zulehner, Kirche umbauen, nicht totsparen (s. Anm.4), 87. Zulehner greift damit eine Formulierung des Passauer Pastoralplans auf (vgl. ebd. 44).

⁹ So die entscheidenden Formulierungen bei Bernd J. Hilberath (s. Anm. 2).

¹⁰ Vgl. Karl Rahner, Strukturwandel der Kirche als Aufgabe und Chance, Freiburg i. Br. ³1973, 32f.

¹¹ Jürgen Werbick, Grundfragen der Ekklesiologie, Freiburg i. Br. 2009, 58.

ge darin liegt, dass Gott sich seiner Kirche auch im anderen ihrer selbst offenbaren und zeigen will.

4 Kirche als Sakrament

Das vielleicht schönste Bild, welches das Zweite Vatikanische Konzil gefunden hat, um diese theologische Wirklichkeit in Sprache zu kleiden, ist die Charakterisierung der Kirche als ein Sakrament. Berühmt ist der erste Artikel der Kirchenkonstitution *Lumen gentium*: „Die Kirche ist ja in Christus gleichsam das Sakrament, das heißt Zeichen und Werkzeug für die innigste Vereinigung mit Gott wie für die Einheit der ganzen Menschheit“ (LG 1). Das Geheimnis ‚Kirche‘ ist grundlegend von Gott her zu denken. Für ihn ist sie Zeichen, das bedeutet Hinweisgeber, Repräsentationsorgan und Platzhalter für Gottes Gegenwart in unserer Welt. Für ihn ist sie Werkzeug, das bedeutet Instrument und Hilfsmittel für Gottes universalen Heilswillen, damit nichts und niemand verloren gehe. Insofern dient die Kirche einer zweifachen Bewegung: Als weltumspannender Gottesdienst hilft sie mit, die Menschen in Kontakt mit Gott zu bringen. Sie hilft zugleich als universaler Menschendienst mit, die Menschen miteinander in Kontakt zu bringen. All das ist die Kirche nicht aus eigener Kraft und Macht, sondern nur „in Christus“, im Verweis und in Durchlässigkeit auf ihn hin. Der Begriff des Sakramentes zeigt beides an: Die Verwobenheit in die Identität stiftende Wirklichkeit Gottes, die sich in der *communio* des Nicht-aus-selbst niederschlägt, und die Ausge-

spanntheit mitten in die Welt hinein, die in der *missio* des Nicht-für-uns-selbst zum Ausdruck kommt.

Beides, bleibende Identitätszusage und existenzlegitimierende Aufgabenumschreibung, kommt zum Ausdruck, wenn das Konzil den ungeheuren Satz formuliert, der auferstandene Christus habe durch den Heiligen Geist die Kirche „zum allumfassenden Heilssakrament gemacht“ (LG 48), welches – wie die Konzilsväter dann an anderer Stelle ergänzen – „das Geheimnis der Liebe Gottes zu den Menschen zugleich offenbart und verwirklicht“ (GS 45). Jürgen Werbick hat bei der Deutung dieser Konzilsaussagen treffend auf die enge Verwobenheit von sakramentaler und diakonischer Dimension hingewiesen: „Das sakramentale Dasein der Kirche ist [...] entscheidend Diakonie“¹², denn es ist nur als Dienst an Gott und an den Menschen wirksames Zeichen und Werkzeug der Menschenfreundlichkeit Gottes. Mit anderen Worten: Die „Sakramentalität der Kirche realisiert sich [...] konkret wahrnehmbar dadurch, dass Kirche sich diakonisch in die Welt verwickeln [...] lässt.“¹³

Weil sich die Kirche als Ganze immer nur in den einzelnen Gemeinden vor Ort vergegenwärtigt, gilt das Gesagte auch für die Ebene der Ortsgemeinde. Denn, so noch einmal *Lumen gentium*: Die „Kirche Christi ist wahrhaft in allen rechtmäßigen Ortsgemeinschaften der Gläubigen anwesend [...]. Sie sind nämlich je an ihrem Ort [...] das von Gott gerufene neue Volk. [...] In diesen Gemeinden [...] ist Christus gegenwärtig“ (LG 26).¹⁴ Was bedeutet also das bisher Gesagte für die einzelnen Gemeinden vor Ort?

¹² Ebd., 207.

¹³ Ebd., 211.

¹⁴ Der Gebrauch des Gemeindebegriffs („communitates“) macht deutlich, dass hier wirklich von konkreten Ortsgemeinden, nicht von Diözesen die Rede ist. Medard Kehl, Reizwort Gemeinde-

5 Gemeindliches Leben in und aus den Grundvollzügen

Die ganze Trias aus Liturgie, Diakonie und Verkündigung ist konstitutiv für das Gemeindeleben. Es wäre ein Irrtum, wenn man sich auf vermeintliche Kernkompetenzen zurückzöge und alles Gewicht auf die Liturgie oder die Katechese legte. Der sakramentale Begriff von Kirche verdeutlicht: Die drei Grundvollzüge von Kirche lassen sich nicht gegeneinander ausspielen, sondern bedingen und befruchten einander wechselseitig.

Für die Diakonie gilt: Es ist gut, dass die Gemeinde am Ort einen klar umrissenen Zuständigkeitsbereich hat. Gerade um der diakonischen Dimension von Kirche willen ist das Territorialprinzip unabdingbar.¹⁵ Hier liegen die Verantwortlichkeiten der Gemeinde, hier leben die Menschen (nicht nur die Gemeindemitglieder), für die Mitsorge zu tragen den Christinnen und Christen aufgetragen ist. Das Territorialprinzip verpflichtet zum Engagement und macht von außen identifizierbar. Hier spielen die Zeichen der Zeit, die herausfordern, erden, wach halten und aktiv werden lassen sollen. Dabei ist die Diakonie nicht Angelegenheit allein des Caritasausschusses oder der geweihten Diakone, sondern sie ist als Grundvollzug von Kirche und als Nachfolge Christi des Dieners Sache jedes

und jeder einzelnen Getauften. Auch die Priester müssen sich bisweilen daran erinnern lassen, dass sie ihr ganzes Leben lang Diakone bleiben, denn der Diakonatsweihe eignet wie jeder sakramentalen Weihe ein unauslöschlicher Charakter. Christus, der gekommen ist, nicht um sich bedienen zu lassen, sondern um zu dienen (vgl. Mk 10,45), hat nicht verschiedene Ämter gestiftet, sondern nur ein einziges und einheitliches: das Dienstamt. Deshalb hat Jacques Gaillot Recht, wenn er sagt: „Eine Kirche, die nicht dient, dient zu nichts.“¹⁶

Diakonisches Handeln hat die Innen-Außen-Grenzen des gemeindlichen Binnenraums zu sprengen. Man wird gerade in Zeiten, in denen die Mittel knapper werden und Engagement immer schwerer auf Dauer zu gewinnen ist, der Versuchung widerstehen müssen, sich nur auf das Eigene zu konzentrieren. Rainer Bucher beschreibt diese Verlockung treffend als eine institutionelle Häresie; als die Gefahr nämlich, dass sich gerade religiöse Institutionen selbst für absolut nehmen und die eigene Existenz verwechseln mit dem Zweck, dem sie zu dienen haben.¹⁷ Die Gemeinde vor Ort ist ebenso wenig wie die Kirche als Ganze ein Selbstzweck, sondern dient der Verkündigung des Evangeliums in Wort und Tat. Es geht nicht um die Krabbelgruppe als Krabbelgruppe oder um den Töpferraum als Töpferraum. Sondern

zusammenlegung. Theologische Überlegungen, in: StZ 225 (2007), 316–329, hier 317 folgert aus LG 26: Das „Konzil versteht unter den ‚Gemeinden‘ die konkrete sakramentale Vergegenwärtigung (‚Repräsentanz‘) der Kirche Jesu Christi an einem bestimmten Ort innerhalb der vom Bischof geleiteten Ortskirche.“ Vgl. dazu auch LG 28, das auf die Priester verweist, welche in „den einzelnen örtlichen Gemeinden der Gläubigen“ den Bischof „gewissermaßen gegenwärtig“ und „die Gesamtkirche an ihrem Ort sichtbar“ machen.

¹⁵ So die mir sehr plausible These von Rainer Bucher, Die Gemeinde nach dem Scheitern der Gemeindetheologie (s. Anm. 7), 23 und 41.

¹⁶ Jacques Gaillot, Eine Kirche, die nicht dient, dient zu nichts. Erfahrungen eines Bischofs, Freiburg i. Br. 1995.

¹⁷ Vgl. Rainer Bucher, Die Gemeinde nach dem Scheitern der Gemeindetheologie (s. Anm. 7), 36 sowie Ders., Jenseits der Idylle. Wie weiter mit den Gemeinden?, in: Ders. (Hg.), Die Provokation der Krise. Zwölf Fragen und Antworten zur Lage der Kirche, Würzburg 2005, 106–130, 128.

es geht um die Frage, ob das Orte sind, an denen anfanghaft und obzwar gebrochen, so doch spürbar die Lebensnähe des Gottesreiches erahnt werden kann. Und zwar nicht nur für die Insider. Wenn das geschieht, dann ist es gut.¹⁸

Das bedeutet für die Verkündigung (Martyria), dass sie ebenfalls den Innenraum der gemeindlichen Katechese zu verlassen und sich nach außen zu wenden hat. Wir werden wieder neu lernen müssen, missionarisch Kirche zu sein. Nicht beschwätzend oder vereinnahmend, jedoch selbstbewusst zu dem stehend, was unser Leben trägt und offen von dem erzählend, was uns heilig und wertvoll ist. Mission heißt ja nicht, möglichst viele ins eigene Boot zu zerren. Sondern Mission heißt, Geburtshelfer für die Erfahrung der Gotteskindschaft anderer zu sein. Das gelingt nur, wenn uns bewusst bleibt, dass wir selbst die ersten Objekte einer missionarischen Erneuerung sein müssen, dass wir selbst immer wieder aufs Neue zu lernen haben, was es heißt, in der Freiheit der Kinder Gottes leben zu dürfen.

Dazu dienen schließlich drittens die Liturgie und in ganz besonderem Maß die Eucharistie. Sie ist – in einer Formulierung des Zweiten Vatikanischen Konzils – Quel-

le und Höhepunkt allen kirchlichen und gemeindlichen Tuns.¹⁹ Sie ist zum einen die zentrale Integrationskraft, die uns bewusst werden lässt, wer wir sind, die uns buchstäblich um den Leib dessen versammelt, der uns Name, Identität und Selbststand als Christinnen und Christen schenkt. Hier gedenken wir dankbar und lobpreisend der Heilstaten Gottes an uns, hier tragen wir demütig unser Leben vor Gott, lassen uns beschenken von Gottes Selbstgabe im gebrochenen Brot und vergewissern uns je neu unserer Gotteskindschaft. So wird uns die Feier der Eucharistie zur gewaltigen Zentrifugalkraft, die uns nach außen schleudert, uns von uns selber losreißt und hinaussendet in die Welt, damit wir nicht nur empfangen, was wir sind, sondern immer mehr werden, was wir empfangen haben: Leib Christi. Deshalb sind eine intensive Vorbereitung und bewusste Gestaltung gottesdienstlicher Feiern so essenziell. Bei allem Respekt vor den Mühen und Mühlen des alltäglichen Geschäftes: Die Liturgie ist kein Tummelplatz kreativer Selbstverwirklichung. Sie ist aber auch nicht Bühne klerikaler Selbstdarstellung oder müder Pflichterfüllung. Sondern sie ist das heilige Spiel des ganzen Volkes Gottes vor Gottes Angesicht und lebt von der

¹⁸ Rainer Bucher, *Die Gemeinde nach dem Scheitern der Gemeindetheologie* (s. Anm. 7), 38 f., leitet aus diesem Befund die Forderung ab, den Gemeindebegriff zu entmythologisieren. Er verbindet das ebd., 25 mit einer harschen Kritik an Petro Müllers Bestreben, Gemeinde als Vertreterin der Gesamtkirche vor Ort zu plausibilisieren. Dies sei, so Bucher, gefährlich, weil ideologieanfällig. Bei aller berechtigten Warnung vor theologischer Hypostasierung des Gemeindebegriffs ist m. E. allerdings zu konzedieren, dass zumindest nach LG 26 die Kirche Christi in der Tat „wahrhaft in allen rechtmäßigen Ortsgemeinschaften der Gläubigen (congregationes locales) anwesend (vere adest)“ ist. Vor allem kann Bucher selbst ja gar kein Interesse an einer völligen Destruktion des Gemeindebegriffs haben, wie sein Insistieren auf dem diakonisch herausfordernden Territorialprinzip und seine Wertschätzung der gemeindlichen Liturgie als zentralem Integrationsort des Volkes Gottes erkennen lässt.

¹⁹ Die Liturgiekonstitution *Sacrosanctum concilium* bezeichnet die Liturgie als „Höhepunkt, dem das Tun der Kirche zustrebt“ und als „Quelle, aus der all ihre Kraft strömt“ (SC 10). In *Lumen gentium* ist dagegen das „eucharistische [...] Opfer [...] Quelle und Höhepunkt des ganzen christlichen Lebens“ (LG 11).

aktiven Teilnahme aller Gläubigen. Zentrales Gestaltungskriterium ist die Maßgabe der konziliaren Liturgiekonstitution, die „Riten mögen den Glanz edler Einfachheit an sich tragen und knapp, durchschaubar und frei von unnötigen Wiederholungen sein“ (SC 34).

Vielleicht setzen ja Pfarrfusionen und die Bildung von Gemeindeverbänden dort, wo sie auch atmosphärisch gelingen, wirklich die viel beschworenen Synergieeffekte frei, um all das zu leisten. Vor allem aber muss es darum gehen, die eigenen Kräfte gezielt und überlegt einzusetzen. Eine Gemeinde muss nicht alles Mögliche machen und sie muss auch nicht alles möglich machen. Sie soll vielmehr das tun, was ihr möglich ist. Das aber mit einem klaren Plan, in Gelassenheit und mit Gottvertrauen. Ein solides Pastoralkonzept muss her, das sich nicht damit begnügt, den Mangel zu verwalten und möglichst viel vom Alten weiterlaufen zu lassen. Es braucht Mut, auch alte Zöpfe abzuschneiden, damit Luft für die Investition in Neues da ist. Was können wir besonders gut und wo wollen wir miteinander hin? Das herauszufinden ist die vornehmste Aufgabe des Pfarrgemeinderates. Denn er hat entsprechend seiner diözesanen Satzung Anteil an der Leitung der Pfarrgemeinde.²⁰ Deshalb darf er sich nicht damit begnügen, überkommene Pfründe zu verteidigen, sondern er soll Visionen entwickeln, wohin der Weg der Gemeinde in Zukunft gehen soll. Er soll zugleich die spirituelle Kraft entwickeln, diese Visionen vom Wort Gottes korrigieren und von den Zeichen der Zeit erden zu lassen. Was dann an konkreten

Konzepten, Strukturen und Aktionen dabei herauskommt, wird – gottlob – je nach Situation höchst unterschiedlich sein. Entscheidend scheint mir aber, dass keiner der drei Grundvollzüge unterbelichtet oder gar ganz ausgeblendet wird. Erfahrungswerte aus der gemeindlichen Praxis lassen vermuten, dass hier vor allem der wenig prestigeträchtige und oft mühselige Bereich der Diakonie besonderer Wachsamkeit verlangt. Wie auch immer dem aber sei: Leitendes Kernkriterium kann bei all dem nur die genannte Doppelstruktur des Christlichen aus Sendungsauftrag und Christusdurchlässigkeit sein.

Der Autor: *Matthias Remenyi, Dr. theol., Dipl. Päd., war zunächst Bildungsreferent in der schulnahen kirchlichen Jugendbildungsarbeit. Nach der Promotionsphase folgten dann einige Jahre als wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Katholische Theologie der RWTH Aachen. Seit März 2010 ist er Juniorprofessor für Systematische Theologie am Seminar für Katholische Theologie an der Freien Universität Berlin. Er ist verheiratet und hat eine Tochter. Wichtige Publikationen: Um der Hoffnung willen. Untersuchungen zur eschatologischen Theologie Jürgen Moltmanns, Regensburg 2005; Hoffnung für den ganzen Kosmos. Überlegungen zur kosmischen Eschatologie, in: Thomas Herkert, Matthias Remenyi (Hg.), Zu den letzten Dingen. Neue Perspektiven der Eschatologie, Darmstadt 2009, 174–222; Hermeneutik der Hoffnung. Replik auf Franz Gruber, in: Edmund Arens (Hg.), Zeit denken. Eschatologie im interdisziplinären Diskurs (QD 234), Freiburg 2010, 58–77.*

²⁰ Vgl. als ein Beispiel unter vielen § 2 Abs. 1 der Satzung für die Pfarrgemeinderäte im Bistum Aachen vom 27. März 1997, zuletzt geändert am 11. April 2001 (Kirchlicher Anzeiger für die Diözese Aachen vom 1. Mai 2001, Nr. 86, S. 141): „Der Pfarrgemeinderat hat teil an der Gemeindeführung.“ Ähnlich bereits in der Präambel: Der Pfarrgemeinderat ist „als gewählte Vertretung der Gemeinde in ihr tätig und nimmt Aufgaben ihrer Leitung wahr“.